

Abo

Ein Schlafplatz für die Schwächsten

Peter Kobi koordiniert die Obdachlosenhilfe der Stadt Bern. Nach 23 Jahren beim Sozialdienst geht er in Pension.

Claudia Salzmann

Publiziert: 03.04.2019, 11:47



Peter Kobi blickt zurück auf 23 Jahre im Sozialdienst. *(Video: Claudia Salzmann)*

Männer trampeln durch den oberen Stock, Stimmen hallen durchs Haus, es riecht nach Zigaretten. Um 8 Uhr sind in



der Notschlafstelle schon alle wach, haben gefrühstückt, und einige machen sich auf zur Arbeit. Ein Einziger bleibt im Bett, er ist krank. Andere verziehen sich in den Aufenthaltsraum im ersten Stock, wo sie die Zeit totschlagen wollen. Auf dem Ledersofa liegt ein junger Mann tief versunken in den Polstern und schaut ins Smartphone, ein anderer löst Kreuzworträtsel, einer sieht fern. Die frühe Tagwache muss sein, damit das Putzpersonal die Betten auf Kot und Erbrochenes kontrollieren kann. Viele, die hier schlafen, haben psychische Probleme. Oder sie nehmen Drogen, Alkohol und andere Substanzen zu sich.

Draussen steht Peter Kobi und drückt auf die Türklingel, die laut durchs Treppenhaus ertönt. Franz Dillier, Heimleiter des Passantenheims, macht auf. Kobi ist Koordinator der Obdachlosenhilfe der Stadt Bern. Dillier macht seinen Job seit 19 Jahren, Kobi arbeitet seit 23 Jahren beim Sozialamt. Man ist per Du, telefoniert wöchentlich, trifft sich alle zwei Monate an Sitzungen. Der letzte Besuch vor Ort liegt einige Zeit zurück, und Kobi beschreibt die Veränderungen, die ihm auffallen: «Man sieht die Abnutzung in den Räumen deutlich. Gut, dass sie renovieren.» Rund 3,4 Millionen Franken steckt die Heilsarmee ins um 1900 erbaute Haus, das von aussen wegen der beigen Fassade unscheinbar aussieht. Spektakulärer ist der dahinter erbaute Holzbau für Frauen, der innen wie ein Chalet aussieht.



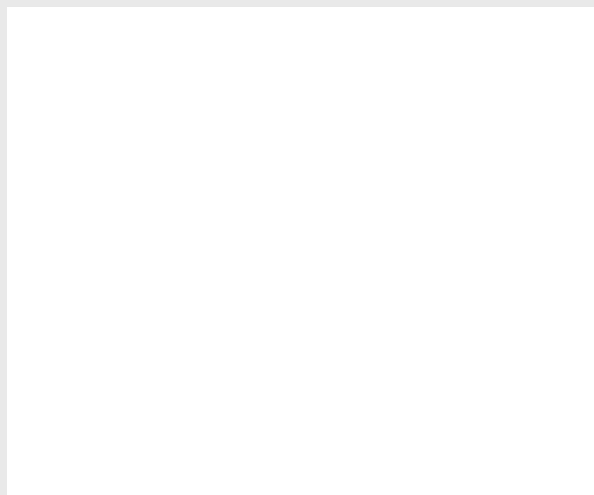


50 Notschlafplätze gibt es im Passantenheim der Heilsarmee im Obstberg. Im Vordergrund der Holzanbau, wo die Frauen schlafen.

Raphael Moser

Der Umbau im Herbst betrifft Kobi allerdings nicht mehr direkt, denn Ende Monat geht er in Pension. «Teilweise habe ich in meinem Job versagt», sagt Kobi. Das wichtigste Ziel seiner Fachstelle sei, die Obdachlosigkeit wo immer möglich zu verhindern. Als er vor zehn Jahren anfing, hätten 10 bis 15 Leute auf Berns Strassen geschlafen. Heute seien es zwischen 15 und 30. Diese Verdoppelung sei eine komplexe Sache. «Schliesslich ist Bern in dem Jahrzehnt gewachsen. Mit der Agglomeration gibt es ein Einzugsgebiet von 420000 Personen.» Alles potenzielle Gäste, die auch einmal Gebrauch vom Passantenheim machen können. Obdachlose würden sich meist in Ballungszentren aufhalten und sich zwischen den Schweizer Städten und auch in umliegende Länder verschieben. Die Zusammensetzung der Obdachlosen in Bern ändere sich daher laufend.

WEITER NACH DER WERBUNG



Unruhe im Haus

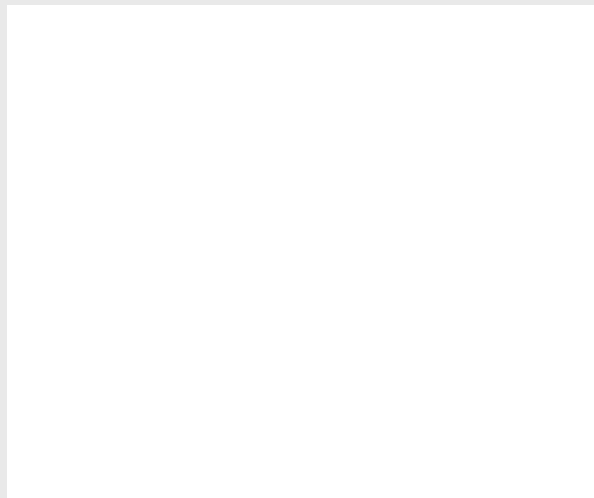
Im März schliefen 19 Personen auf Berns Gassen. Obwohl niemand draussen schlafen müsste. «Manche sagen, sie seien zwanzig Jahre obdachlos», sagt der 62-jährige Kobi, «wir glauben ihnen, überprüfen kann man das ja nicht.» In seiner Funktion ist er das Bindeglied zwischen Sozialamt und den acht Angeboten, die Berns Versorgung sicherstellen, sprich Plätze für Obdachlose oder von Obdachlosigkeit bedrohte Personen bereitstellen. Für diese Angebote bestehen mit der Direktion Bildung, Soziales und Sport Leistungsverträge, einen solchen hat auch das Passantenheim.



Das Telefon läutet laut, gleichzeitig klingelt die Türglocke. Franz Dillier verschwindet mit dem Telefon, eine Nachbarin will ihn wegen des Umbaus sprechen. Derweil geht Peter Kobi ins Empfangsbüro, die Schutzzone, wohin sich das Personal zurückziehen könnte, falls die Situation unkontrollierbar wird. Wieder klingelt das Telefon. «Wir haben noch ein Bett, ja. Ist die Person denn drogen- oder alkoholabhängig?», fragt der Mitarbeiter, der gelernter

Schreiner ist und seit langem hier arbeitet. Hinter ihm ist mit einem Kartensystem ersichtlich, wer hier schläft. Ein schwarzer Punkt auf weissem Grund symbolisiert eine Heroinabhängigkeit, eine Holzklammer bedeutet, dass die Person selber zahlt und kein Sozialdienst oder sonstige Kasse für die 15 Franken Übernachtungsgebühr aufkommt. Eine rote Plastikklammer deutet auf einen Zahlungsrückstand hin, zwei heissen Rausschmiss. Genau das blüht einem Gast. «Am Nachmittag stellt die Polizei ihn auf die Strasse», sagt Franz Dillier, der sein Gespräch mit der Nachbarin beendet hat. Ungefähr acht Drogenabhängige mag es leiden, damit nicht zu viel Unruhe ins Haus kommt. Rund die Hälfte der Personen übernachten hier nur zwei- bis dreimal im Monat, andere wohnen hier über Monate, und wenige sind gar seit Jahren da.

WEITER NACH DER WERBUNG



Mief in London

Dass Kobi in Rente geht, bedauert man hier, weil sie ein eingespieltes Team seien. Kobi lehnt sich ans Gestell, spricht ruhig mit den Leuten und fokussiert immer auf die Sache. Bevor er eine Familie gründete, reiste er mit dem Rucksack zwei Jahre um die Welt. Die beste Entscheidung seines Lebens, sagt er heute. An ein Erlebnis in London

erinnert er sich: Für umgerechnet 5 Franken schlief er in einem günstigen Hotel in einem Schlafsaal, der sich anderntags als Notschlafstelle entpuppte. «Ich erinnere mich noch genau an den Mief, den man auch aus der Rekrutenschule oder aus Skilagern kennt», sagt er. Nach der Rückkehr arbeitete er zuerst im Sucht-, später im Behindertenbereich. Danach entschloss er sich, zu heiraten und Kinder zu haben. «Bis heute bin ich mit der Mutter meiner Kinder zusammen, und eine Familie gibt Wurzeln», sagt Kobi. Wäre sie nicht gewesen, hätte er vielleicht eine weitere längere Reise unternommen.

Kobis Arbeitsplatz ist nicht im Passantenheim, sondern an der Schwarztorstrasse 71, wo sich der Sozialdienst befindet. Täglich passiert Kobi die Schalterhalle, wo Klienten Rat und Hilfe holen. Bleiche und nervöse Leute stürzen dem Ausgang entgegen, als könnte man nicht schnell genug aus dem Gebäude kommen, hat man den Eindruck. «Schade, dass Obdachlose oft unsere Hilfe nicht nutzen wollen», sagt er. Dass man hier abgewiesen werde, weist Kobi von sich. Ein Sozialarbeiter vor Ort kontrolliere das. Am schwierigsten sei es, Leuten zu helfen, die an einer Sozialphobie – einer Angst vor Leuten – leiden. Oder «einer Amtsphobie», ein Wort, das er gerade erfunden hat. Damit meint er Leute, die nicht gern mit Beamten und Ämtern zu tun haben.

Kein Gewinnoptimierer

Zehn Jahre macht er diesen Job nun, den Nachfolger stellt er jetzt überall vor. Fragt man Kobi nach Erfolgen, reagiert er verhalten. Doch dann spricht er vom Schmidhaus. Dort sorgte ein privater Vermieter für Schlagzeilen [☞](#), weil er schlecht instand gehaltene Wohnungen günstig an Randständige vermietete. «Bei privaten Vermietern ist es schwierig, etwas zu tun, da die Grenzen im Privatrecht wirklich weit gefasst sind», sagt Kobi. Nach zähen Verhandlungen mit dem Besitzer und dem Sozialamt wurde das Haus durch den Verein Wohnenbern übernommen, und die Bewohner werden nun besser betreut.

Als innovative Idee stuft Kobi das [Zentrum 44 im Breitenrainquartier](#) ein. Das dazugehörige Restaurant an der Scheibenstrasse ist dazu gedacht, dass sich Leute dort bei Wohnproblemen melden können. Hier hat der Verein Wohnenbern, der mit der Stadt einen Leistungsvertrag für betreute Wohnungen innehat, seine Büros. Und das Lokal ist öffentlich, aber richtet sich auch an betreute Personen, die dort ihre Hauptmahlzeit einnehmen. «Damit sie mal aus ihren vier Wänden rauskommen», sagt Kobi.

In den zwei Dekaden hat Kobi auch Tiefpunkte erlebt wie Reorganisationen, schlechte Kommunikation und hohe Fluktuation. «Vor zwölf Jahren hatte ich schwierige Momente.» Er lacht, wenn man ihn fragt, ob er ein grosses Herz habe. Das glaube er nicht, aber schon früh sei für ihn klar gewesen, dass er nicht bei der Gewinnoptimierung der Wirtschaft mithelfen wolle. «Etwas mit Sinn wollte ich tun», sagt er. In der Ausbildung zum Sozialarbeiter stellte er sich vor, in der Entwicklungshilfe zu arbeiten, bald merkte er, dass diese Hilfe oft nicht zielführend ist. Ende April geht er in Pension. Verlängern will er nicht, Pläne hat er nämlich genug. Vielleicht seinen Rucksack entstauben und noch einmal um die Welt reisen.

4-Stufen-Modell der Stadt Bern

▼ [Infos einblenden](#)

Publiziert: 03.04.2019, 11:47

Dieser Artikel wurde automatisch aus unserem alten Redaktionssystem auf unsere neue Website importiert. Falls Sie auf Darstellungsfehler stossen, bitten wir um Verständnis und einen Hinweis: community-feedback@tamedia.ch



Abo

«Oft geschieht auf der Gasse Absurdes»

Die Kirchliche Gassenarbeit kommt auf der Strasse an Leute heran, die von den Behörden nicht erreicht werden. Über 7700 Mal trafen die vier Gassenarbeiter im letzten Jahr auf Personen, die Hilfe brauchten.

🕒 15.11.2018



«Ich finde Weihnachtscheisse»

Martin «Bali» Baltisberger sammelt seit Jahren auf Berns Gassen Geld von Menschen, denen es schlechter geht als ihm. In der Adventszeit werden mehr gespendet, doch es sei eine schwere Zeit, sagt der 50-Jährige. Auch für ihn selbst.

🕒 25.12.2018

BZ

[Startseite](#)

[E-Paper](#)

[Newsletter](#)

[Impressum](#)

[AGB](#)

[Datenschutz](#)

[Kontaktformular](#)

[Abo abschliessen](#)

Alle Online-Medien von Tamedia ▾



© 2020 Tamedia AG. All Rights Reserved